

### **Ungarndeutsche als Brückenbauer in Mitteleuropa**

Rede während des Symposiums anlässlich des Gedenktages der Vertreibung  
und Verschleppung der Ungarndeutschen

(Budaörs, 19.01.2014)

Lieber Herr Spengler lieber Herr Heinek, Herr Staatssekretär Hölvenyi, Herr Kollege Csoti aus dem ungarischen Parlament, meine Damen und Herren!

Ich bedanke mich herzlich, Herr Heinek, für Ihre freundlichen Worte der Einführung. Sie haben meine Arbeit als Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und Nationale Minderheiten gewürdigt. Vielen Dank dafür. Es ist wahr, unter den vielen Aufgaben, denen ich mich als Staatssekretär im Bundesinnenministerium widmete, gab keine, die mir so ans Herz gewachsen ist, wie diese.

Wenn das Resultat meiner achtjährigen Arbeit darin besteht, dass ich mich dauerhaft bei Ihnen willkommen fühlen kann, dann freut mich das sehr. Ich will auch gern die Gelegenheit nutzen, noch einmal zu unterstreichen, dass meine Verbundenheit zu Ungarn im allgemeinen und zu den Ungarndeutschen im besonderen durch das Ausscheiden aus dem Amt nicht geringer geworden ist und dass ich meine zukünftige Mitgliedschaft im Auswärtigen Ausschuss und im Europaausschuss gerne nutzen will, um das eine oder andere auf diesem Arbeitsgebiet weiter zu führen. [Applaus]

Ich bin jedenfalls heute sehr dankbar, dass ich diesen 19. Januar 2014 mit Ihnen gemeinsam erleben kann. Es war für mich wichtig und wertvoll, gemeinsam mit Ihnen an dieser Messe, an diesem Gottesdienst – ich bin Protestant – teilnehmen zu können und ich gebe zu, bei den Reden zur Gedenkfeier am Denkmal für die vertriebenen und verschleppten Ungarndeutschen ist mir manches spürbar unter die Haut gegangen. Es waren sehr guten Reden. Ich kann viel mit nach Deutschland nehmen, von dem, was ich gehört habe. Mir ist, beim Hören dieser Reden etwas deutlich geworden, was scheinbar nur in einem äußeren Zusammenhang zum heutigen Treffen steht: Das Jahr 2014 hat mindestens zwei bedeutsame Anlässe zum Gedenken. Wir begehen 100 Jahre Beginn des Ersten Weltkrieges und wir begehen 25 Jahre Öffnung des Eisernen Vorhangs -mit großem Dank an Ungarn für das Zeichen von Sopron- und den Fall der Berliner Mauer in Berlin.

Das heißt, wir sind gut beraten, wenn wir das Gedenken, dem dieser Tag gewidmet ist, immer auch in den zeitgeschichtlichen- wie in den europäischen Kontext stellen.

Deshalb geht mein besonderer Dank an die Konrad-Adenauer-Stiftung und an die Landeselbstverwaltung für die Einladung.

Ich bin gern zu diesem Symposium gekommen und ich will aus meiner Sicht die Dinge benennen, die mir zu dem Thema „Ungarndeutsche als Brückenbauer“ wichtig geworden sind.

Nun hatte ich ja bereits am 11. März vergangenen Jahres bei der parlamentarischen Gedenkfeier die Gelegenheit gehabt für die deutsche Bundesregierung zu sprechen. Ich will gern noch einmal unterstreichen, was ich damals bereits sagte: Mein besonderer Respekt – ja ich muss sagen, meine Bewunderung – gilt der ungarischen Regierung, und besonders den Kolleginnen und Kollegen des ungarischen Parlamentes für ihre beispielgebende Entscheidung, diesen 19. Januar als offiziellen Gedenktag der Vertreibung und Verschleppung der Ungarndeutschen einzurichten.

Damit ist der Dimension der Ereignisse Rechnung getragen. Sie haben ein wichtiges Zeichen gesetzt, das nicht nur in Deutschland -, sondern in Europa Anerkennung, – ja ich sage es offen – an manchen Stellen auch Nachahmung verdient.

Ich sehe im Zusammenhang mit diesem Gedenktag auch für uns in der Bundesrepublik Deutschland eine besondere Verpflichtung, die Frage an uns selbst zu stellen: Wie ordnen wir denn heute unsere Beziehungen zu Ungarn und zu der ungarndeutschen Minderheit ein? Welche Aufgaben erwachsen uns aus diesem Datum? Und wie wollen wir weiter damit umgehen?

Am Anfang steht natürlich das Gedenken. Wir haben uns heute in der Gedenkstunde und im Gottesdienst in einer Weise, die für mich sehr eindrücklich war, vor den Opfern von Nachkriegswillkür und der Ideologie der Kollektivschuld verneigt, die hier in Wudersch und andernorts in Ungarn die angestammte Heimat verlassen mussten, die ungarische Staatsbürgerschaft verloren und in das vom Krieg zerstörte Deutschland verbracht wurden.

Aber wir wissen, dass dieses Vertreibungsschicksal der Ungarndeutschen Teil einer europäischen Tragödie, genau genommen Teil *der* europäischen Katastrophe des 20. Jahrhunderts war. Aus deutscher Sicht muss ich feststellen, dass diese Tragödie ihren Anfang nahm, als (nicht nur in Deutschland) der Nationalismus an Raum gewann und immer konflikträchtiger wurde bis sich schließlich im deutschen Nationalsozialismus der Chauvinismus mit der Ideologie eines menschenverachtenden Rassismus verbanden und Grundlage einer Politik bildeten, die die Völker Europas in die Katastrophe trieb.

Zu dieser Politik des faschistischen Deutschlands gehörte der Versuch, die traditionsreichen deutschen Volksgruppen in den Staaten Mittelost- und Osteuropas, also auch die Ungarndeutschen, politisch zu missbrauchen. Es waren ja allesamt Nachfahren friedlicher deutscher Siedler und Kolonisten. Die Ungarndeutschen, die Deutschen in Szatmár, die Deutschen in Siebenbürgen, im Banat und anderswo waren als Gerufene, nicht als Eroberer in ihre Siedlungsgebiete gekommen. Es war der Frevel der nationalsozialistischen Politik, diese friedlichen Traditionen der Siedler und Kolonisten durch eine Vereinnahmung als Volksdeutsche, für die hegemonialen Ziele des deutschen Reiches zu instrumentalisieren. Das war gewissermaßen das erste Kapitel der Tragödie.

Das zweite Kapitel kam mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in dem die Logik dieser politischen Vereinnahmung unter umgekehrten Vorzeichen eine brutale Fortsetzung fand. Angehörige deutscher Volksgruppen wurden nun allein wegen ihrer Volkszugehörigkeit, das heißt allein wegen ihrer sprachlich-kulturellen Bezüge zu Deutschland – hier in Ungarn lieferten die Ergebnisse der Volkszählung von 1941 die Grundlage – kollektiv verurteilt und der Vertreibung, Zwangsarbeit und vielfachen Repressionen unterworfen.

Die Ideologie der Kollektivschuld triumphierte gnadenlos. Kollektive Vereinnahmung von Deutschland aus und kollektive Beschuldigung wegen der Volkszugehörigkeit – das sind die Kapitel der Tragödie, von denen die Ungarndeutschen und andere deutsche Minderheiten in Mittelosteuropa betroffen waren.

Unser Gedenken soll nun in die Zukunft weisen. So verstehe ich die Themenstellung dieses Symposiums: „Ungarndeutsche als Brückenbauer“.

Ich glaube, es ist eine besondere Form der Würdigung der Opfer geschichtlicher Katastrophen, wenn wir aus ihnen die Verpflichtung für ein „nie wieder“ ableiten.

Nie wieder soll es geschehen, dass in Europa nationale Minderheiten kollektiven Schuldzuweisungen ausgesetzt sind, unterdrückt und vertrieben werden. Wir wissen, dass die letzten Ereignisse dieser Art gar nicht fern zurückliegen, wenn wir an das ehemalige Jugoslawien denken.

Damit komme ich auf mein Leitbild während meiner acht Jahre als Beauftragter für die deutschen Minderheiten zu sprechen: Nie wieder, das bedeutet für uns, jeden Versuch zu unterlassen, die deutschen Volksgruppen in Mittelosteuropa und den Staaten der früheren Sowjetunion in irgendeiner Form zu instrumentalisieren.

Das heißt nicht, dass wir uns nicht mit ihnen verbunden fühlen sollen. Im Gegenteil, kulturelle Verbundenheit ist sehr wertvoll und bereichernd. Bedauerlicherweise wird diese Unterscheidung oft schwer verstanden und hier übe ich Kritik an manchem Selbstverständnis unserer auswärtigen Kulturpolitik. Über viel zu lange Zeit hat hier das Trauma der folgenschweren nationalsozialistischen Instrumentalisierung deutscher Minderheiten zu einer Zurückhaltung geführt, indem man die deutschen Minderheiten im Konzept auswärtiger Kulturpolitik bestenfalls nur unter Ferner liefern rangieren lies. Die deutsche Schule in Seoul ist nach diesem Verständnis grundsätzlich genauso wichtig wie ein deutsches Schulzentrum in Fünfkirchen, um es an einem praktischen Beispiel zu illustrieren. Und eben diese Haltung halte ich für falsch. Instrumentalisieren ist etwas anderes, als kulturelle Verbundenheit leben. Instrumentalisieren heißt, jemanden für politische Zwecke zu gebrauchen und dies sollte Deutschland nie wieder tun. Aber hier geht es darum, kulturelle Verbundenheit zu praktizieren und Solidarität zu üben, Solidarität vor dem Hintergrund einer Geschichte, an der Deutschland – deshalb habe ich die Ausführungen vorhin gemacht – ja nicht unschuldig ist. An der Vertreibung der Ungarndeutschen aus Ungarn hat deutsche Volkstumspolitik einen Anteil an Schuld mitzutragen. Und deshalb soll es auch eine Solidarität der deutschen Bundesregierung mit den Ungarndeutschen weiterhin geben! Das war jedenfalls meine Überzeugung, zu der ich mich bekannt habe und die die Grundsätze bestimmte, nach denen ich meine politische Arbeit ausrichtete.

Und in dieser politischen Arbeit habe ich erfreulicherweise das erleben können, was Thema dieses Symposiums ist: Deutsche Minderheiten als Brückenbauer – „Ungarndeutsche als Brückenbauer“.

Nach acht Jahren im Amt des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und Nationale Minderheiten fällt es mir überhaupt nicht schwer, unter diesem Motto ungarndeutsche Selbstverwaltungsarbeit zu loben. Ich will mich dabei auf drei Felder konzentrieren, in denen die Brückenbaufunktion besonders wichtig- und, Herr Staatssekretär Hölvenyi, auch durch die Rahmensetzung des ungarischen Staates, oft besonders begünstigt war.

Das erste Feld, auf das ich verweisen möchte habe ich überschrieben **„Identitätsbrücken und kulturelle Brücken“**.

Für Deutschland sind die Ungarndeutschen authentische Vertreter der deutschsprachigen Kulturgemeinschaft und sind hier in der wertvollen Rolle der Multiplikatoren der deutschen Kultur und Sprache. Kulturelle Beziehungen zwischen dem deutschsprachigen Raum und Ungarn sind vielfältig. Die Geschichte hat viele Anlässe dafür geliefert. Aber sie wären viel ärmer, wenn es die Ungarndeutschen in ihrer Brückenfunktion nicht gäbe.

Andererseits – und das ist wichtig – sind die Ungarndeutschen selbstbewusste ungarische Staatsbürger und fühlen sich als integraler Teil der ungarischen Gesellschaft; das gilt gerade auch für die letzten Jahren, die Transformationsjahre oder –Jahrzehnte waren, in denen die ungarische Gesellschaft vor besondere Herausforderungen stand.

Sie sind diese Herausforderungen an der Seite der Titularnation und mit anderen nationalen Minderheiten angegangen und haben gemeinsam mit ihnen Gegenwart und Zukunft Ungarns gestaltet. Um es weniger abstrakt zu sagen, will ich einmal eine Praktikantin zitieren, eine Ungarndeutsche, die bei mir im Büro gearbeitet hat. Aus einem Gespräch heraus bekannte sie mir einmal: „Eigentlich bin ich keine Deutsche, sondern eine Ungarndeutsche. Und eine Ungarndeutsche ist eine besondere Deutsche“. Ich habe aus diesem Satz viel gelernt, gerade, was die Frage der Instrumentalisierung betrifft. Die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und den Ungarndeutschen, auch zu den anderen deutschen Minderheiten, sollten so gestaltet sein, dass sie tatsächlich für deutschsprachige Kulturentwicklung eine Bereicherung sind. Aber eine Bereicherung können sie nicht sein, wenn sie unter vereinnahmenden Ansprüchen aus Deutschland stehen, wenn sie den Erwartungen der deutschen Kultur in Deutschland unterworfen werden. Eine Bereicherung sind sie, wenn sie ihre eigenen Prägungen und ihre eigenen Identitäten einbringen können.

Soviel zu dieser Art der Brückenfunktion. Es sollte dabei unbedingt darauf hingewiesen werden, dass diese Mischung aus einer deutschen kulturellen Identität und dem ungarischen staatsbürgerlichen und kulturellen Selbstbewusstsein Ausdruck einer für Mitteleuropa typischen Minderheitenverfassung ist.

Und da gebe ich Ihnen Recht, Herr Staatssekretär Hölvenyi, Westeuropa hat es offenbar noch immer nicht begriffen, dass wir hier ein besonderes Minderheitengepräge haben, welches die europäische Siedlungsgeschichte authentisch widerspiegelt. Dieser Zustand hat Jahrhunderte geprägt und verdient auch in der Zukunft erhalten und gepflegt zu werden.

Zweiter Punkt – das habe ich überschrieben: **„Ungarndeutsche als Leuchtturm der Minderheitenselbstverwaltung“**.

Meine Erfahrungen in der Minderheitenpolitik betreffen die vier Minderheiten in Deutschland und deutsche Minderheiten im Ausland. Dabei habe ich ein Problem erkannt, was ausgesprochen schwierig ist:

Die Frage nämlich, wie und durch wen die Angehörigen einer nationalen Minderheit vertreten und repräsentiert werden? Wer spricht für die nationale Minderheit? Für den gesamten Staat haben wir regelmäßig Wahlen, aber für die nationale Minderheit? Die Vertreter einer nationalen Minderheit sollen authentisch, glaubwürdig und demokratisch gewählt sein.

Authentisch – sie müssen wirkliche Vertreter der kulturellen Identität sein.

Glaubwürdig – es soll nicht, was in der Minderheitenpolitik häufig geschieht, eine Funktionärselite entstehen.

Und demokratisch – sie sollen mehrheitlich von den Anhängern der eigenen Kulturgemeinschaft gewählt werden.

In diesem Zusammenhang gibt es in der Minderheitenpolitik ein großes Suchen.

Ich habe beispielsweise unter den Russlanddeutschen immer wieder damit zu kämpfen gehabt, dass mehrere Verbände zugleich gesagt haben: „Wir sind diejenigen, die für die russlanddeutsche Minderheit sprechen“.

Wann immer ich solche Diskussionen führen musste, habe ich gesagt: Die beste Lösung, die ich kenne, ist die Lösung der Minderheitenselbstverwaltung in Ungarn. [Applaus]

Da spielt, Herr Staatssekretär, Herr Kollege Csoti, natürlich der gesetzliche Rahmen, der hier bei Ihnen gesetzt ist, eine entscheidende Rolle. Aber ich glaube, dass die Ungarndeutschen ihre Landesselbstverwaltung und die nationalen Selbstverwaltungen der Ungarndeutschen, diesen gesetzlichen Rahmen besonders kreativ genutzt haben. Ich verweise in diesem Zusammenhang gern darauf, dass sie die einzige deutsche Minderheit in Mitteleuropa und der früheren Sowjetunion sind, bei der sich im letzten Zensus die Zahl erhöht hat, und zwar deutlich erhöht hat, was den Anteil der Mitglieder betrifft.

Dann kommt der dritte Punkt, um das Thema Brückenfunktion zu benennen, und das ist das Thema **Sprache**.

Die deutschen Minderheiten sind insgesamt – und das weiß man meist gar nicht – europaweit die zweitgrößte autochthone Sprachminderheit. Aber hier gibt es einen großen qualitativen Unterschied zwischen Westeuropa, dem alten Westen, und den osteuropäischen Beitrittsstaaten. Während in Dänemark, Südtirol oder auch in Belgien die deutschen Minderheiten ununterbrochen ihre deutsche Muttersprache pflegen konnten, haben wir bei den deutschen Minderheiten in den östlichen Ländern und ganz stark in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion mit den Spätfolgen von Zwangsassimilation zu kämpfen: Dem jahrzehntelangen Verboten und Verdrängen der deutschen Sprachausbildung, oft auch Sprachpraxis.

Dieses Problem zählt zu den Kristallisationspunkten für die Zukunftsperspektiven der deutschen Minderheiten in den östlichen europäischen Staaten. Ohne Sprache fehlt der kulturelle Zusammenhang, der Zusammenhalt der Gemeinschaften auf Dauer. Das ist inzwischen unter den deutschen Minderheiten erkannt und jede dieser Gemeinschaften sucht nach Wegen, diese Notlage zu verbessern. Diese Analyse war auch Anlass für die von Herr Heinek hier bereits erwähnte Konferenz im vergangenen Jahr in Hermannsstadt. Zusammen (diesmal) mit der Hans-Seidel-Stiftung und mit dem demokratischen Forum der Deutschen in Rumänien. Wir haben dabei von den deutschen Minderheiten aus Osteuropa Berichte über ihre Situationen erhalten und die Konzepte zur Revitalisierung deutscher muttersprachlicher Bindungen erörtert.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich hervorhebe, dass die Ungarndeutschen mit ihrem Modell der Bildungszentren und ihrem Bildungsprojekt „Wurzeln und Flügel“, das sie dort vorgestellt haben, wertvolle Beispiele setzen; Beispiele, weil das von allen erstrebte Ziel natürlich in einer Zweisprachigkeit besteht. Aber das haben uns die Ungarndeutschen gelehrt, dass die Zweisprachigkeit in einer Mehrheitsgesellschaft, womöglich auch in einer Diasporasituation, nur dann erreicht werden kann, wenn ein Schulangebot in der Muttersprache der Minderheit erfolgt und die Mehrheitssprache gewissermaßen als natürliche Mitgift vermittelt wird. So entsteht Zweisprachigkeit, die im Übrigen für die sprachliche Zukunft der Europäischen Union von ganz großer Bedeutung sein dürfte. Und hier – wir reden über die Brückenfunktion der Ungarndeutschen – ist ein Beispiel gegeben worden auf der Konferenz, wo nun mit Rücksicht auf die unterschiedlichen politischen Gegebenheiten – in Polen sind die beispielsweise ganz anders als in Ungarn – und in unterschiedlichen Ausgangssituationen die Teilnehmer nach Wegen suchen, wie das ungarndeutsche Beispiel „Wurzeln und Flügel“ Schule machen kann.

Auch darin verdeutlicht sich ein Beitrag der Ungarndeutschen als Brückenbauer. Das sind die drei Felder, die ich erwähnen wollte. Wenn Sie noch die Geduld haben, würde ich abschließend noch zu einer allgemeineren Betrachtung kommen:

Stellen wir uns an diesem heutigen Gedenktag noch einmal die Frage: Was hat Europa in die Katastrophen des 20. Jahrhunderts geführt?

Unter dem Eindruck des Buches „Die Geschichte der Deutschen in Ungarn“ von Gerhard Seewann ist mir jedenfalls deutlich geworden, dass die Antwort auf diese Frage sehr viel mit dem Anliegen der Minderheitenpolitik zu tun hat. Der britische Soziologe Michael Mann kommt in seinem Buch „Die dunkle Seite der Demokratie“ zu einem Schluss, den nachzuvollziehen mir selber nicht leicht gefallen ist. Er führt den Nachweis, dass mit dem Entstehen der Volksherrschaft, mit der französischen Revolution, mit dem Zeitpunkt, an dem das Volk sich aus der Untertanenrolle dynastischer Herrschaftssysteme heraus trat, seine nationale Identifikation eine neue und gewichtige Bedeutung erhielt. Sie wurde zur Grundlage der staatlichen Organisation. Damit verbunden war ein verstärktes Bedürfnis sich von anderen Nationen abzugrenzen und einen möglichst homogenen Nationalstaat zu schaffen.

Gerhard Seewann beschreibt es in seinem Buch so: „Die Nationalstaaten strebten von Anbeginn danach, sich ethnisch und dadurch auch sprachlich zu homogenisieren, um dadurch ihrem Anspruch als Staat ihres Volkes gerecht zu werden“. Ein Volk, eine sprachliche Kulturgemeinschaft sollte einen Staat bilden.

So war das Leitbild des 19. und 20. Jahrhunderts. Eng damit verbunden sind die Konflikte, die wir in zwei Weltkriegen erlebt haben, und die mit Flucht und Vertreibung und Genoziden bis hinein in den Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts in Jugoslawien ihre Nachwirkung gefunden haben.

Wenn man so die Analyse zieht, fragt man natürlich: Wir haben uns für das vereinte Europa entschieden, um diesen Katastrophen der Vergangenheit zu entrinnen. Wie aber kommen wir aus dieser Zwickmühle, diesem Dilemma heraus, dass Volkssouveränität das Bedürfnis nach nationaler Abgrenzung schafft und somit auch die Tendenz zu homogenen Nationalstaaten begründet?

Da sind verschiedene Lösungsansätze im Angebot, gerade im Blick auf die europäische Einigung:

Im Moment spricht man viel von der Stärkung der europäischen Institutionen. Das ist wichtig und notwendig, aber das schafft noch kein europäisches Wahlvolk. Wenn man die Frage konsequent stellt, was soll denn am Ende die Identifikation für diese europäischen Institutionen sein, dann graust mir gelegentlich vor den möglichen Antworten. Europa als ein Esperantostaat ?!

Deshalb nehme ich es ausgesprochen ernst, dass jetzt in Ländern, von denen ich es nicht erwartet hatte – Niederlande, Schweden, Finnland – nationalpopulistische Parteien entstehen, die die Substanz der europäischen Einigung gefährden. Ich sehe zwischen dem einen und dem anderen einen Zusammenhang, weil es eben nicht geht, nur Institutionen zu stärken, wenn man den Souverän, die Bevölkerung der nationalstaatlich organisierten Mitgliedstaaten nicht mitzunehmen vermag.

Dann gibt es das, was in Deutschland lange Zeit praktiziert worden ist: Die eigene nationale Identität als eine rückständige Idee gering zu schätzen oder gar zu leugnen. Bestenfalls bei den Fußballweltmeisterschaften darf man sie noch akzeptieren. Ich glaube, diese Ignoranz ist eine Ignoranz gegenüber einem menschlichen Grundbedürfnis, dem Grundbedürfnis gesellschaftlicher Identifikation. Und dieses Grundbedürfnis lässt sich vermutlich nicht amputieren oder gar beseitigen.

Im Übrigen will ich darauf aufmerksam machen: Neben allen dunklen Seiten des Nationalstaates hat ein Staatswesen, das aus nationaler Identifikation entstanden ist, auch große Vorzüge. Vergleichen wir die europäischen Nationalstaaten beispielsweise mit den Clanstrukturen mancher orientalischer Gemeinwesen. Dann wird deutlich, dass die Identifikation mit einer staatsbegründenden Nation oft ein Verständnis von Gemeinwohl begünstigte, das sozialen Ausgleich und gesellschaftlichen Zusammenhalt förderte. Es ist nicht von ungefähr, dass man über Jahrzehnte, über mehr als ein Jahrhundert, im homogenen Nationalstaat einen Träger des Fortschritts gesehen hat.

Wir sollten beim Auflösen des geschilderten Dilemmas das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Ich denke, es gibt keine Patentlösung, aber ich will jetzt wenigstens etwas sagen – und das tue ich nicht nur, weil ich hier in Ungarn bin – was ich doch immerhin als den Punkt betrachte, über den sich das Nachdenken lohnt. Nun ist der Satz aus der ungarischen Verfassung schon vom Herrn Staatssekretär zitiert worden, dass man nämlich konsequent die „Nationalitäten als staatsbildende Faktoren“ betrachtet. Dass man von vornherein sagt, dieser Staat wird durch die Identifikation mehrerer Nationalitäten (im Falle Ungarns 16)

gebildet. Das ist ein Modell, was sich irgendwann einmal auf die europäischen Institutionen übertragen lässt, wo gewissermaßen die nationale Vielfalt Europas dann die Basis für europäische Institutionen liefern kann. Ich sage nicht, dass das ein Patentrezept ist. Aber es ist jedenfalls wieder ein Beispiel, darauf hinzuweisen, dass Europa Ungarn und den Ungarndeutschen Aufmerksamkeit schenken sollte, mit dem was sie an Brückenbauerarbeit in der Vergangenheit geleistet haben.

Nehmen wir also – und damit komme ich zum Schluss – diesen Gedenktag, den Tag, der den Opfern von schrecklicher Willkür gewidmet ist, vor denen wir uns verneigen und die wir nicht vergessen sollten, nehmen wir also diesen Tag zum Anlass, darüber nachzudenken, wie wir die Katastrophen der Vergangenheit zukünftig verhindern können. Die Ungarndeutschen als Brückenbauer liefern dabei einen wichtigen Beitrag.

Herzlichen Dank für die Aufmerksamkeit [Applaus]